

Nr. 48. Bromberg, den 29. März 1925

Spatenrecht.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag dieses Mittwochs setzte strömender Regen ein, Lützelberger mußte heimkehren, denn es war unmöglich, in dem grundlosen Schlick zu arbeiten. Da saß er am Herdfeuer und spitzte neue Hölzer, und als er davon genug getan, flocht er Almut einen Korb, darin wollte sie Eier sammeln, die Herr Wullenbarg mitnehmen sollte als Gastgeschenk.

„Dann bleibt mir der Korb", sagte Thilde. „Macht ihn hübsch, Lützelberger. Könnt Ihr nicht mit rotgefärbten Weiden einen Rand hineinflechten?"

„Solche Weidenruten hab' ich nicht zur Hand. Ihr müßt ihn schon nehmen, wie ich ihn gebe."

„Freilich", sagte sie, und ihre Augen stachen ihn wie zwei Schlänglein, „es ist Euch nicht gegeben, auf seine Worte und Bitten gütiges Gewähren zu schenken. Plump und grob ist Euer Korb. Mag der Vater ihn nachher der Magd verehren."

Keine Miene veränderte sich in seinem Gesicht, aber halblaut begann er zu singen in dem Ton, wie er vor seiner Gemeinde gesungen: „Es ist ein Holdes um ein sanftmütig Weib, dessen Rede dahinfließt wie Honigseim, und seine Worte sind wie das freundliche Säuseln des Windes. — Wohl dem Manne, dem solche Rede geschenkt wird.

Aber das zornige Eifern der Hartherzigen ist wie Frosthauch, der die Blüten verdorrt und die Herzen erkältet —"

„Hört auf, hört auf! Was lachst du, Almut! So selten lachst du, und nun — wo der Mann da mich schmäht —"

„Er schmäht dich nicht, Thilde. Er scherzt nur."

„Die Scherze unter Euch Bauern sind grob und plump. Froh bin ich, wenn ich morgen mit dem Vater heimreiten kann."

Da wurde Stille auf der Diele.

Doch lange konnte das verwöhnte Kind nicht im Schweigen aushalten.

„Was deuten die Sterne und Rosen da über dem Herd im großen Deckenbalken, Almut? Und das Kreuz darunter? Ich seh' es zum erstenmal, weil das Feuer so hell brennt."

„Hast die Sterne und Rosen doch auch am Tor gesehen. Es ist unser Wappen."

„Gesehen, ja, ja, gesehen. Aber was deuten sie? Und der Adler dadrüber?"

„Den hat uns der Kaiser Friedrich verliehen, der, von dem sie sagen, er sitzt in einem Berg versunken, und wenn er wiederkommt, ist kein Krieg mehr und keine Not und alles Land ist in Frieden und Freundschaft. Der gab unserem Ahn den Adler im Wappen zu führen."

„Und die Sterne?"

„Der Ahn, als er ausgezogen ist, hat sich ein junges Weib genommen und zu ihm gesagt: „Wenn ich heimkomme, und uns ist in der Zeit ein Sohn geschenkt worden, sollst du droben am Giebel von einem, der den Pinsel führen kann, einen goldenen Stern malen lassen, der weit über die Straße leuchtet, daß ich es schon von ferne sehen und mich freuen kann."

Wie er dann übers Jahr heimkam, sah er den Stern schon weither in der Sonne glänzen und neben dem Stern eine goldene Rose, denn es war mit dem Sohn auch ein Töchterchen in das Haus gekommen.

Da nahm er in das leere Wappen unter dem Adler rechts den Stern und links die Rose, und als ihm noch zwei Söhne und zwei Töchter wurden, fügte er die beiden anderen Sterne und Rosen hinzu."

Es funkelte etwas in Thildes Augen, es zuckte etwas um ihren schmalen Mund. „Sind die Söhne eures Geschlechts allezeit wie leuchtende Sterne gewesen und die Töchter wie blühende Rosen?"

„Sehr Ihr nicht, wie die Letzte des Geschlechts eine helle Rose ist?" fragte Lützelberger, ehe Almut selber reden konnte.

„Eine weiße Rose, meint Ihr, wie? Der Seewind ist zu scharf für die schönste der Blumen, will mich dünken." Mit einem Schwung setzte sie von der Herdecke, auf der sie gehockt, und rannte auf Almut zu, warf ihre Arme um deren Hals, so schnell, wie sie es zwei Tage zuvor dem Manne getan, und lachte: „Bist böse? Weiße Rose, bist böse? Es war ja nur ein Scherz. Ach, man wird selber eine stachlichte Rose hier in der Einsamkeit. Ihr Fischleute, ihr kaltblütigen Seeungeheuer! — Wie du durch den Tag gehst mit deinem stillen Gesicht. Reizt dich denn die Sonne nicht zum Jauchzen und der Sturm dich nicht zum Zorn?"

Almut sah ihr in die Augen. „Wir müssen früh lernen, uns selbst zu bändigen, sonst wird uns das Leben zu hart. Weißt du nicht mehr, wie wir zusammen lachten in Bremen, wenn du dem Magister die Bücher durcheinandergeräumt hattest? Oder wenn dein Vater uns den süßen spanischen Sekt in die kleinen Spitzgläser schenkte und du dann singen mußtest:

> Alleweil, alleweil sind wir so froh,
> Alleweil lacht uns die Sunnen! —

Aber danach ist es hart über mich gekommen, und du mußt mir nicht zürnen, du Lachtaube, daß ich nicht mehr mit kann mit dem Frohsinn."

Es wurde ein Weilchen still am Herde.

Lützelberger hatte den Korb vollendet, hielt ihn gegen das Herdlicht, prüfte seine Rundung und reichte ihn der Bremerin. „Also, da ist er. Und wenn die Magd auf den Markt geht einkaufen, mag er wohl reichen dazu. Nun will ich noch einmal zum Teich hinunter, die Reusen untersuchen. Wollt Ihr mit?"

„Bläst es mich nicht über die Fennen?"

„Hängt Euch an meinen Arm, der ist fest."

Den dunklen Reisemantel warf das Mädchen über die Schultern, zog seine Kapuze über den Kopf und steckte die Nase aus der Tür.

Dann lachte sie hellauf, denn der Wind warf ihr einen sprühenden Guß aus der Dachtraufe entgegen, und nun hing sie dem jungen Bauern am Arm und kämpfte sich mit ihm hinab zum Teich.

Almut spürte ein Mißbehagen und wußte selber nicht warum. — — —

In dem Teich, der still und dunkel zwischen den kahlen Weiden lag, holte Lützelberger die versenkten Reusen mit langen Haken an das Land und prüfte ihren Inhalt. Drei Aale zog er hervor, barg sie, die sich zu Thildes Entsetzen schlängelten und wanden, im mitgenommenen Netz und sah nachdenklich über den Teich und den Abflußgraben.

„Ein Dutzend Enten haben sie hier gehalten. Es sollten hunderte werden und tausende. Die Brutenten müßten im Winter im Hof gehalten werden und sich im Sommer in allen Gräben und Sielen tummeln mit ihren Jungen. Was sie erzählen von dem fetten Grund in den Gräben und dem vielen jungen Wurzelwerk und Entenflott, das

muß doch den Enten Gedeihen geben. Und zum Herbst schicken wir den Bremer Herren gute Kost für ihre Tafel."

„Ach, Ihr redet! Immer der Hof! Und der Deich! Und die Gemeinde! — Wann kommt Ihr einmal selber?"

„Versteht Ihr das nicht? Das bin ich eben selber. All das Schaffen und Werken, das ist mein Leben und Sein."

Sie stiegen wieder empor am Hügel, und hinter der Scheune, wo Schutz war vor dem Nordwest, hielt Thilde an. „Schaffen und Werken ist vielleicht etwas Großes für einen Mann. Aber die Süßigkeit des Lebens ist nicht darin enthalten."

„Und worin liegt die?" fragte er und beugte sich nieder.

„In den Armen der Liebe und auf den Lippen eines Mädchens," murmelte sie.

Dann sprachen sie ein Weilchen beide nicht.

Als es endlich wieder geschah, flüsterte Thilde, und die Stimme war noch süßer und heißer: „Kommt Ihr nun mit nach Bremen?"

„Ich kann in Bremen so wenig leben wie Ihr hier in Butenfiel."

„Was küßt Ihr mich denn?"

„Soll ich die Süßigkeit verachten, die mir auf hartem Wege geboten wird?"

„Eure Augen lachen, Ihr höhnt mich."

„Ich höhne Euch nicht, Thilde. Ihr seid süß wie die Blüten, die hinter Euren Fenstern gedeihen. Soll ich Euch verdorren lassen hier in der Sonnenglut und verwehen lassen vom Wind?"

„Meint Ihr denn, ich bliebe hier?" Sie lachte hellauf. „Zwischen den Bauern? Ich, Lorenz Wullenbargs Tochter? Wohl gar als Euer Eheweib? — Ihr wißt gut zu küssen und zu herzen, Ludolf Lützelberger, aber man soll sich auch von der süßesten Stunde nicht übertöpeln lassen."

Lützelberger ließ sie aus den Armen gleiten. Seine Augen sahen groß über das feine Ding hin, wie es kühl und klar seine Schlüsse zog.

„Freilich, Ihr habt recht, zwischen die groben, ehrlichen Friesenbauern paßt Ihr nicht, Jungfer Wullenbarg. Mögt Ihr in Bremen einen finden, der Lorenz Wullenbargs Tochter in die Kirche führen darf. Ich danke Euch für die Gunst, die Ihr mir schenktet."

„Wolltet doch selber nicht! Und nun Ihr seht, daß es mir just so zu Sinn ist wie Euch, seid Ihr zornig. Heiliger Florian, was zündest du nur so oft ein Feuerchen an und läßt uns dann drum schelten."

Da mußte der Mann wieder lachen. Sie kam ihm doch zu sehr wie ein ausgelassenes Kind vor, und als sie auf die Diele kamen, ihre Aale wiesen und Thilde kreischend vor den glatten, gleitenden Fischen zurückwich, kam Almut kein Gedanke, daß dort hinter der Scheune eine kurze, leidenschaftliche Szene stattgehabt habe.

Am nächsten Morgen kam der Kaufherr und holte sein Kind; fröhlich trabten sie hinweg.

Eno Thedinga sah ihnen nach, wie sie die Wurt hinabritten, und seine Augen glommen. „Spreu, Spreu! Er wird seine Tenne fegen und wird sie den Winden preisgeben, daß sie sie treiben über die Meere und durch die Wüsten bis hinein in das ewige Feuer."

Wullenbarg in seiner behäbigen Behaglichkeit hörte den düsteren Propheten nicht mehr, und hätte er ihn gehört, er hätte gelacht.

*

Die Tage gingen und die Wochen.

Es kamen Nächte, wo die Sturmschwingen gegen die Laden schlugen, daß alle Wände dröhnten, wo Wasserfluten niedergingen, als bräche eine zweite Sintflut über das Land, und es kamen stille, silberne Dunsttage, wo die Sonne hinter lauter feingesponnenen Schleiern lag, und es kamen Morgen, an denen tanzte der Wind über Wogen und Grasspitzen und jubelte wie ein ausgelassener Bube, bis er plötzlich wieder schwarze Wolkensäcke heraufjagte, sie mit tollen Händen zerriß und niederrinnen ließ auf die Erde.

Und die alte Friesenerde nahm Sonne und Wind und Dürre und Flut geduldig hin, wie sie es seit Tausenden von Jahren getan, sandte ihre grünen Grashalme aus dem Boden der Fennen, bis ein dicker Samtteppich ausgebreitet lag, bestickt mit Tausenden von goldenen und weißen und roten Blüten, sandte aus der Wassertiefe, dort, wo das Vorland sich dem Watt einte, Milliarden schimmernder Spitzen empor, bis ein hundert Fuß breiter Schilf- und Binsengürtel wie ein entzückender grüner Kranz sich vor den Deich legte, und als alles so weit vorbereitet war, zog der Juni ein in das Land, und es wurde ein Sommer, so licht und still und warm, so voller Sonnenschein und Heugeruch und Menschenfreunde, wie ihn Butjadingen seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.

Almut lernte wieder das Lachen. Auf ihren perlweißen Wangen zeigte sich eine Röte so fein wie in den Kelchen weißer Rosen. Die Lippen waren voll und warm, die Haare glänzten in hellem Bronzeton, der zeigt, daß sie in der ersten Kinderzeit einmal rötlich waren, ihr Gang war so schnell und sicher wie nur der eines jungen Weibes ist, das seine Kinderschuhe abgestreift hat und sich seiner Rechte auf dieser Erde bewußt wurde.

Sie fragte nicht mehr um die Zukunft, sie dachte nicht mehr an die Vergangenheit, sie wußte nicht: Wie lange noch darf ich hier weilen unter dem Dach meines Geschlechtes? — sie genoß nur die hellen Tage und die frohe Arbeit und die sorgende Kraft des Mannes, der neben ihr schaffte und zufrieden war mit allem, was sie anordnete im Hause und unter dem Gesinde. Es war gut, wie es war, und jeder sollte gesegnet sein, der keine Änderung brachte.

Addo Rickmers kam manchen Abend herauf und saß mit am Herde oder vor der Tür. Seine guten Augen hingen an ihr, wo sie ging und stand, aber sie achtete es nicht. Hatte es schon nicht geachtet, als der Vater noch Herr auf der Wurt war, und dachte nicht, daß sie — die ganz Verarmte, nur aus Gnade Geduldete — dem Sohn des Deichgräfen noch als Weib begehrenswert sein könnte. Denn man rechnete genau unter ihren Leuten, wenn ein Ehebund geschlossen wurde.

Addo aber, so still und verhalten er sich gab und so schwer ihm war, seine Gedanken und noch mehr sein Empfinden in Worte zu fassen, spürte doch das Neue in ihrem Wesen. Oder vielmehr das Alte, was in ihr gewesen, eh das Unglück über ihr Haus kam. Das brach nun wieder hervor und verschönte ihre stille Art und lehrte sie wieder lachen und froh sein mit jungen Menschen.

Mißtrauisch gingen seine Blicke zwischen dem Mädchen und dem neuen Bauern hin und her, so oft er sie zusammen sah; er fand nichts. Und spürte doch ein Unbestimmtes, das ihn unruhig machte und zum Entschluß drängte.

Sie konnten in diesem Jahr frühe Heuernte halten. Die Sensen klangen auf den Fennen, und die schweren Wagen knarrten hochbeladen über die alten Bohlenbrücken. Die Sonne dörrte schnell, und kein Regentropfen störte die Arbeit.

An einem heißen Mittag hatte Lützelberger mit den Knechten geladen, und als sie mit dem letzten Fuder heimwärts fuhren, wanderte er selber hinüber zur großen Weide am Deich. Da lagen massige Ochsen wiederkäuend im kniehohen Grase, Vieh, das für Lorenz Wullenbarg auf den Thedingsweiden fett gemacht wurde.

Mitten durch die Weide ging das breite Priel, das alle Wasser der vielen Gräben von Butensiel sammelte und unter dem Deich durch und zwischen dem Vorland hin hinausführte in die See.

Wo das Priel wie ein dunkler Tunnel den Deich durchbrach, sperrte ein mächtiges Wehr das Eindringen des Seewassers. Seine schweren Bohlentüren waren so gesetzt, daß sie bei eintretender Ebbe von den aus dem Lande strömenden Wassern aufgedrückt wurden. Dann rauschte die braune Flut hinweg. Kam aber mit der Tide die See zurück, so preßten die Meereswogen die Torflügel und schlossen sie so fest, daß kein Tropfen durchdringen konnte. Dort am Thedingspriel waren sogar doppelte Tore eingefügt, davon stand das eine, von Klammern gehalten, meist offen. Drohte Sturm und Hochflut, so schloß der Besitzer auch dies zweite Tor.

Lützelberger hatte eine große Freude an diesem Werk. Wie Menschen so etwas ersinnen und ausführen konnten! Es war so einfach und war doch so klug eingerichtet. Er stand auch jetzt, nachdem er die Ochsen besehen, dicht an dem Durchgang und harrte des Augenblicks, wo die Tore sich öffnen mußten. Schon flogen die Möwen schreiend seewärts, schon liefen die Wellen mit matterem Druck gegen den Strand, die Ebbe setzte ein. Und jetzt — da begann das leise Knarren. Die Wasser draußen boten keinen Widerstand mehr, die hochgestiegene Flut im Priel preßte gewaltig — langsam, widerwillig taten sich die braunen Holzflügel auseinander, schäumend schoß die Wassermasse hinaus, stürte durch den Wasserlauf des Vorlandes, rannte wie gehetzt hinter der weichenden Seeflut drein, jetzt hatte es sie erreicht, — jetzt mischte es seine dunklen Massen mit den grünblau schimmernden Wellen, und mählich begann die Flut im Priel zu sinken.

Eine Schar Enten kam von der Wurt hergeschwommen. Sie glitten mit hinaus durch den Deichtunnel und schnabbelten im reichen Boden des Watts Kleintiere und Muscheln, winzige Fische, faulende Überreste, Algen und Wurzeln.

Lützelberger zählte weit über hundert Stück, denn Almut hatte auf seinen Rat von allen Nachbarn vorjährige Tiere zur Zucht gekauft, und zwischen den alten sah man überall die eigelben Körperchen der jungen Tiere. Er hatte recht

gehabt. Sie machten keine Arbeit während des Sommers, denn in allen Gräben war ihnen der Tisch gedeckt, und abends kamen sie — wenn sie es nicht vorzogen, in den Binsen des Deiches zu herbergen — auf den Hof und schliefen auf der Tenne. Jede hatte einen Ring aus festgeschlagenem, rotgefärbtem Hanf um das linke Bein, daran waren sie von den Tieren der Nachbarn zu unterscheiden.

Wie ihn das muntere Völkchen freute! Wie ihn der ganze Tag freute! Die Heumahd gut drin in der Scheune, die Ochsen wohlig und gedeihend. Die brachten zum Herbst einen blanken Schilling für den Hof, und der Schilling mußte helfen, die Schuld an den Deichgräfen zu zahlen für die Arbeit der Dorfgenossen. Das nächste Jahr würde aller Verdienst den gleichen Weg gehen, aber dann — wenn keine schwere Flut kam, wenn das Leben ein bißchen glatt ging —, dann konnte er vorwärts denken.

Nicht an Reichtum im Hause, nicht an ein leichtes Leben für sich.

Er dachte daran, wie es zu beginnen sei, das Land — einst reich und blühend, jetzt draußen im Meer als ödes Watt begraben — dem Leben zurückzugewinnen.

Es wuchsen Pläne in ihm, noch unsicher, tastend, aber mehr und mehr Gestalt gewinnend, seine Träume ausfüllend, sein Blut wärmend, seinem ganzen Leben reichen Inhalt gebend.

Geld würde es kosten. Unsummen! Er mußte der erste sein, der alles hineinsteckte in dies Werk, — darum mußte er der erste sein bei der Arbeit an jedem Tag und der letzte, der in ein Wirtshaus ging und unnützen Prunk unter sein Dach trug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Bache.

Zum 240. Geburtstage Johann Sebastian Bachs (geboren 21. März 1685 zu Eisenach), widmet der bekannte Musikschriftsteller Paul Zschorlich in der Berliner „Nationalpost" einen beachtenswerten Aufsatz über die Vorfahren des großen Thomaskantors. Wir geben den Artikel nachstehend wieder, auch im Hinblick darauf, daß am Ostersonnabend der Posener Bachverein unter D. Greulichs Leitung in Bromberg des Altmeisters „Matthäus-Passion" zur Aufführung bringen wird. Red.

Wollten wir heute, an seinem 240. Geburtstage, Johann Sebastian Bachs in dem Umfange und in der Ausführlichkeit gedenken, auf die er Anspruch machen kann, und wollten wir ihn so würdigen, wie es seiner einzigartigen und umfassenden Persönlichkeit zukommt, so würden zwei volle Seiten dieses Blattes kaum genügen, um alles zu sagen, was über ihn gesagt werden müßte. Es ist deshalb vielleicht klüger, wir beschränken uns auf ein Teilgebiet. In den ausgezeichneten Biographien, die wir über Bach besitzen und unter denen Philipp Spittas groß angelegtes Werk noch immer überragend bleibt, sowie in zahlreichen, ständig erscheinenden Aufsätzen wird Bachs Bedeutung ja ohnehin dem deutschen Volke immer wieder vor Augen geführt.

Wir wollen einmal vom Geschlecht der Bache sprechen.

In Wagners „Walküre" sagt Hunding zu Siegmund das stolze Wort: „Wendest du von hier nach West den Schritt, in Höfen reich hausen dort Sippen, die Hundings Ehre behüten." An diesen Ausspruch mußte ich schon manchmal denken, wenn ich von Erfurt nach Gotha fuhr. Dort, hinter Seebergen, liegt das Örtchen Wechmar, das man als den Stammsitz des Geschlechts der Bache ansprechen darf. Dort lebte der Müller und Bäcker Veit Bach, von dem wir nur wissen, daß er 1619 gestorben ist und von dem die Familienchronik der Bache berichtet, daß er „sein meistes Vergnügen an einem Cythringen (an einer kleinen Gitarre) hatte, welches er auch mit in die Mühle genommen und unter währendem Mahlen darauf gespielet". Die musikalische Veranlagung dieses Veit Bach ist damit bereits belegt. Weil er, vielleicht wegen seines lutherischen Glaubens verfolgt, etwa um 1590 aus Ungarn nach Wechmar gekommen ist, hat man früher geglaubt, er sei ein gebürtiger Ungar gewesen, doch hat bereits Spitta an der Hand alter Akten nachgewiesen, daß dieser Bach in Wechmar gebürtig und in Ungarn nur zugewandert war. Aber auch in anderen Dörfern und Städtchen Thüringens, besonders um Arnstadt herum, läßt sich der Stamm der Bache aus den Kirchenbüchern im Anfang des 17. Jahrhunderts nachweisen und es zeugt für die Kraft dieses Geschlechts, daß es den Dreißigjährigen Krieg ungeschwächt überdauert hat.

Nach Veit Bach beginnt ein Musikergeschlecht von Bachen, wie es kein Volk außer dem deutschen aufzuweisen hat. In der gesamten Musikgeschichte gibt es kein Beispiel, das an Stärke und Zähigkeit der Vererbung sich mit dem Bachschen Geschlecht auch nur annähernd vergleichen ließe. Nicht weniger als fünfzig Musiker dieses Namens, darunter eine ganze Anzahl hervorragender, sind bekannt geworden, und Karl Storck sagt in seiner „Geschichte der Musik" mit Recht: „Es heißt die Geschichte der deutschen Musik in dieser Zeit schreiben, will man die Verdienste der Bache schildern." Es ist auch bezeichnend, daß keiner aus diesem grunddeutschen, urgesunden, helläugigen und rotwangigen Musikergeschlecht je nach Italien gekommen oder dem Einfluß der italienischen Meister unterlegen ist.

Aus der Chronik von Wechmar geht unabweisbar hervor, daß schon Veit Bach mehrere Brüder und Kinder gehabt haben muß. Schon sein älterer Sohn Hans wird nicht nur als Teppichflechter, sondern auch als Spielmann, also als Berufsmusiker, angeführt, und wir wissen, daß er durch einen Stadtpfeifer namens Caspar Bach ausgebildet worden ist. Ein jüngerer Bruder dieses Hans, der das Choralspiel pflegte, ist der Stammvater des Meiningenschen Zweiges der Bach-Familie geworden.

Hans Bach ist als Stadtmusikus in Wechmar 1626 gestorben. Der Komponist Philipp Emanuel Bach hatte noch ein Porträt von ihm in seinem Besitz. Er ist der Stammvater von drei Künstlerfamilien geworden, scheint aber noch mehr Söhne gehabt zu haben, deren Namen in den Chroniken wahrscheinlich deshalb nicht auftauchen, weil sie als Bauern auf dem Lande lebten. Es ist eine Wissenschaft für sich, durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Bach-Familie schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts durchzufinden.

Von den Söhnen des Hans Bach erlangen drei eine besondere Bedeutung: 1. Johann, der älteste, wurde der Stammvater des Erfurter Geschlechts, „das der Stadt auf so lange Zeit soviele Organisten und Stadtmusiker geliefert hat, daß die letzteren noch zu einer Zeit „die Bache" hießen, als kein Träger dieses Namens mehr in der Stadt lebte" (Storck), 2. Heinrich lebte in Arnstadt als Vertreter der kirchlichen Tonkunst und schenkte dem Vaterland in seinen beiden Söhnen Michael und Christoph bedeutende Organisten, 3. Christoph wandte sich der weltlichen Musik zu. Er ist der Großvater von Johann Sebastian Bach.

Es würde viel zu weit führen, auf die Söhne dieser Söhne einzugehen, unter denen sich eine ganze Anzahl Musiker von Rang befinden. Es genügt, hier das schöne alte Wort wiederzugeben: „Die sächsischen Bäche rauschen in allen Musiken." Wir müssen hier auch den bedeutenden Johann Christoph Bach (1642—1703), den Onkel Johann Sebastians, übergehen, dessen Kompositionen so gehaltvoll sind, daß sie lange Zeit als Schöpfungen Johann Sebastians gelten konnten. Wir halten uns an Christoph, der von 1613 bis 1661 in Weimar und Arnstadt lebte. Diesem Christoph, der der Zunft der Kunstpfeifer angehörte und schließlich als gräflich-schwarzburgischer Hof- und Stadtmusikus in Arnstadt starb, wurden außer anderen Kindern am 22. Februar 1645 Zwillinge geboren: Johann Christoph, der 1693 ebenfalls als Hofmusikus in Arnstadt starb und dessen Nachkommenschaft in der Enkelgeneration erlischt, und Johann Ambrosius (1645—1695), in dessen Stamm sich der Genius des Geschlechtes vollenden und erschöpfen sollte, um sich dann später noch einmal in den Kindeskindern in mächtiger Fülle zu zeigen. Johann Ambrosius, der als Stadtmusikus in Erfurt, später in Eisenach Ansehen genoß, war mit Elisabeth Lämmerhirt, der Tochter eines Kürschners, verheiratet. Dieser Ehe entsprossen acht Kinder, als deren jüngstes Johann Sebastian Bach.

Um diese Zeit hatten die Bache alle Musiker- und Organistenstellen in Weimar, Erfurt, Eisenach, Arnstadt, Gotha, Mühlhausen und wohl auch noch in anderen Orten Thüringens besetzt. Wurde eine Stelle frei, kam sofort ein anderer Bach hinein. Auf diese Weise kam auch der Vater von Johann Sebastian von Erfurt nach Eisenach, um dort in die Stelle eines Vetters einzurücken.

Wir übergehen für heute das ganze Leben des gewaltigen Meisters, um mit Erstaunen zu beobachten, wie sich die Urkraft des Geschlechtes auch über ihn hinaus in seinen Kindern und Enkeln noch beweist. Johann Sebastian Bach war zweimal verheiratet, zuerst mit der Tochter seines Oheims Johann Michael: aus dieser Ehe stammen Wilhelm Friedemann und der bedeutende Komponist Philipp Emanuel Bach. Nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich mit Anna Magdalena Wülken, die als musikalisch hochgebildet galt, an dem Schaffen ihres Gatten warmen Anteil nahm und ihn überlebte. Johann Sebastian Bach hatte zwanzig Kinder. Von seinen elf Söhnen sind fünf und von seinen neun Töchtern ebensoviel zu Leb-

zeiten des Vaters gestorben. Die prächtige musikalische Entwicklung von Philipp Emanuel erlebte er noch, leider auch die ersten Anzeichen der Entartung des großen Geschlechts, wie sie sich in seinem Lieblingssohn Friedemann kundgab.

Als Bach starb, ahnte niemand, wer er gewesen. Kein Stein und kein Kreuz hat sein Grab geschmückt, das später viele Jahrzehnte hindurch verschollen blieb. Seine Witwe ernährte sich kümmerlich und starb als Almosenfrau, sein Sohn Friedemann verschleuderte die Manuskripte, seine ganzen Werke gerieten völlig in Vergessenheit und selbst Beethoven kannte nur das „Wohltemperierte Klavier“ von ihm. Nur eine ganz geringe Anzahl von Werken wurde ja zu Bachs Lebzeiten gedruckt.

Es ist tieftraurig, daß gerade der talentvollste Sohn Johann Sebastians, Wilhelm Friedemann, der nächst seinem Vater als der vorzüglichste Orgelspieler galt und in dessen hinterlassenen Werken sich ein starkes kompositorisches Talent offenbarte, nach einmütigem Zeugnis der Zeitgenossen ein charakterschwacher, ja charakterloser, finsterer und abstoßender Mensch war, der sich dem Trunk ergab und nach einem unsteten Wanderleben 1784 in Berlin in kümmerlichen Verhältnissen an Entkräftung starb. Karl Philipp Emanuel jedoch, den Friedrich der Große bereits vor seinem Regierungsantritt zum Kammermusikus und Cembalisten berief und der nach neunundzwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin der Nachfolger Georg Philipp Telemanns in Hamburg wurde, hat den Namen des Vaters und seiner Vorfahren als Komponist noch einmal zu hohen Ehren gebracht.

Eines Tages mußte auch die Urkraft dieses Geschlechts zu Ende gehen. Das ist Menschenschicksal. In einer Reihe von Generationen hintereinander hat es aber Gipfel erreicht, wie sie der Höhe und der Zahl nach nur selten Geschlechtern beschieden sind. Das deutsche Volk, das sich seiner Vergangenheit erinnert, wird auf das Geschlecht der Bache stets mit besonderem Stolz hinweisen dürfen. Letzten Endes ist es germanische Urkraft, die in ihm zutage tritt.

Das Gelübde.

Von Lisa Honroth-Loewe.

(Nachdruck verboten.)

Das Haus des Heisigwirtes stand seitab vom Dorfe an der großen Sandkuhle. Und es war ganz gut so. Denn hätte das Haus so mitten zwischen den anderen Gehöften gehockt, das ganze Dorf hätte den ehelichen Kampf der Heisigwirtsleute aus nächster Nähe mit erlebt. Denn Kampf und Streit gab es, so viel Tage der Monat hatte. Mitunter, wenn die Mäuler nicht ausreichten, griffen Fäuste, Stühle, Küchengeräte mit in den Kampf ein. Der Grund zu den Streitigkeiten war immer der gleiche. Heisig, der als junger Mann Schiffer auf dem Kanal zwischen Oder und Spree gewesen, hatte es während der monatelangen Abwesenheit mit der Treue nicht so genau genommen. Und diese Gewohnheit hatte er mit in sein Dorf und seine Ehe hinüber genommen. Sehr zum Mißvergnügen seiner Frau. Und so gab die Verschiedenheit der Lebensauffassung dauernd Anlaß zu handgreiflichen Debatten.

Als sich darum die Heisigwirtin in einem kalten Winter nach einer Lungenentzündung zum Sterben hinlegte, dachte jeder im Dorfe, daß der Heisigwirt nach der ersten Trauer mit keinem Gedanken mehr an seine streitbare Ehefrau denken würde. Um so mehr, als nach wenigen Monaten ein fröhliches Leben im Wirtshaus begann, mit Kegelschieben, Freibier und Tanz, wobei der Heisigwirt der eifrigste war. Als er sich nach Ablauf des Trauerjahres eine schmucke Witwe holte, deren Grundstück an seines stieß, schien die Selige vollkommen vergessen.

Es mochte etwa zehn Jahre nach dem Tode der ersten Heisigwirtin sein, als der Nußbaumkrause über die kleine Neißebrücke ging, die unweit des Dorfes über den Fluß führte. Auf der Neißebrücke kam gerade der Heisigbauer vom Heuen.

Plötzlich, als sie gerade nebeneinander sind, holt der Heisigwirt aus und haut dem nichtsahnenden Nußbaumkrause eine so gewaltige Ohrfeige herunter, daß der gegen die Brüstung taumelt. Der Heisigwirt geht seelenruhig weiter. Der Nußbaumkrause, noch schwankend von dem gutgezielten Hiebe, wendet sich spornstreichs der Stadt zu, um den Überfall anzuzeigen. Und bald darauf hat der Heisigwirt seine Anklage vor dem Schöffengericht auf dem Halse.

Der Heisigwirt bestreitet nichts. Mit einer fröhlichen Offenheit gibt er zu, den Nußbaumkrause geohrfeigt zu haben.

„Aber warum haben Sie das gemacht, Heisig?“ fragte der alte Schöffenrichter, „Sie sind doch sonst kein Raufbold. Was hat Ihnen denn der Krause getan?“

„Getan?“, sagt der Heisigwirt, „mir hat er gar nichts getan. Aber er hat einmal meine Selige beleidigt.“

„Was hat er denn zu ihr gesagt?“

„Er hat gesagt, sie wäre eine alte Zankhexe. Und sie wäre bloß schuld, wenn zwischen uns kein Friede nich sein kann.“

„Aber Heisig, das war doch die Wahrheit und beinah eine Schmeichelei für Sie?“

„Herr Rat,“ sagt der Heisigwirt, „alles muß seine Ordnung haben. Natürlich war meine Selige eine Zankhexe. Aber das geht den Nußbaumkrause nichts an. Und kurz und gut, sie hat sich beleidigt gefühlt. Und auf dem Totenbette hat sie zu mir gesagt: „Heisig,“ hat sie gesagt, „wenn du und du wirst dem Nußbaumkrause auf der Neißebrücke begegnen, dann hau ihm eine runter.“ Und da hab ich ihm auf der Neißebrücke begegnet und da habe ich ihm eine runter gehaun.“

„Aber Heisig, Ihre Frau ist doch schon so lange tot? Wann hat sie Ihnen denn das gesagt?“

„Zu Michaeli werden's zehn Jahre, Herr Rat,“ sagte der Heisigwirt.

„Und da haben Sie nicht eher —“

„Aber wenn ich ihn doch erst jetzt auf der Neißebrücke getroffen habe,“ sagt der Heisigwirt vorwurfsvoll.

Der Heisigwirt wurde wegen tätlicher Beleidigung zu einer Geldstrafe verurteilt. Er nahm das Urteil fröhlich hin.

„Wissen Sie, Herr Rat,“ sagte er, „einmal habe ich doch wenigstens meiner Seligen die Treue gehalten, und so leicht ist es mir noch nie geworden. Und den Nußbaumkrause werde ich schon wieder versöhnen.“



□ □ Bunte Chronik □ □



* **Ein Millionär-Trip von 10 000 Meilen.** Aus London wird berichtet: Dieser Tage ist die „Mauretania“ mit 300 amerikanischen Millionären von Alexandria nach Southampton in See gegangen. Die 300 suchten ihre Erholung in einer Gewaltfahrt von durchschnittlich 24 Knoten Geschwindigkeit durch das Mittelmeer. Von Neuyork nach Gibraltar, wo die eigentliche Kreuzfahrt begann, fuhren sie sogar mit 25 Knoten Geschwindigkeit. Der Dampfer lief nur die Hauptetappen an. Morgens ging mna an Land, wo eine Rundfahrt begann. Zur Dinerzeit war man wieder an Bord und nach Einsetzen der Nacht lief der Dampfer wieder aus. Der Landaufenthalt an den Etappenorten dauerte: in Madeira 17 Stunden, in Gibraltar 10, in Algier 14, in Monaco 19, in Athen 19, in Haifa 11 und in Neapel 22. In Alexandria blieb man allerdings vier Tage, aber dieser Besuch schloß eine Fahrt nilaufwärts ein. — Eine solche Fahrt kostete allerdings viel Geld. Einige der Millionäre bezahlten für die Passage allein etwa 30 000 M., ohne die Landtouren zu rechnen. Dies war der Preis für die Staatswohnungen. Ein einfacher Salon kostete 10 000 M. Natürlich hatten sie alle Dienerschaft, für welche pro Kopf 2260 M. im Durchschnitt berechnet wurde. Die Kreuzfahrt endet in Southampton.

□ □ Lustige Rundschau □ □



* **Der ungeduldige Zimmernachbar.** Ein Professor und ein Student sind in einer Pension Zimmernachbarn. Der Student liebt es, zurückgekehrt von seinen feuchten Sitzungen, die Stiefel — einen nach dem anderen — mit großem Krach an die Wand zu werfen. Der Professor, ein nervöser Herr, bat die Wirtin, dem Studenten die „geräuschvolle Art des Stiefelauszziehens“ zu untersagen. Der Student versprach Besserung; des Abends jedoch kehrte er wie üblich — biergeladen — heim und schleuderte in alter Gewohnheit den ersten Stiefel an die Wand. Infolge des Kraches, aber leider zu spät, dachte er an sein gegebenes Versprechen, zog nun den zweiten Stiefel ganz vorsichtig aus, stellte ihn leise an den anderen und legte sich ins Bett. — Nach zwei Stunden ungefähr wird der Student durch ein heftiges Klopfen an seine Zimmerwand aufgeweckt und hört den Professor nebenan verzweifelt und wütend rufen: „Zum Donnerwetter, wann kommt denn endlich der zweite Stiefel?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.